



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tragen die Proben, die wir hier mitgeteilt haben, dazu bei, dem Buche eine recht große Zahl von Freunden zu erwerben. Kein Student und kein Vater, der einen Sohn zur Universität schickt, sollte es ungelesen lassen.



Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie



Unser deutsches Volksbuch vom Doktor Faust und von seinem Bündnis mit dem Teufel und die düstre Erzählung vom ewigen Juden sind bekanntlich kurz nach einander (1587 und 1602) erschienen, und ein verwandter Zug der schaffenden Phantasie wie der aufnehmenden Empfänglichkeit hat seitdem Satan und Ahasver immer wieder nahe zu einander gerückt. In allen Gärungsperioden des Geistes und des Geschmacks treten die Fragen, die Stimmungen, die Empfindungen, die in den Teufelsmythen und den Legenden vom ewigen Juden verkörpert worden sind und werden sollen, aufs neue in den Vordergrund. Als in der Sturm- und Drangperiode unsrer Litteratur das Idyll nach Rousseauschem Maß überhand zu nehmen begann, als man sich in der ersten Freude am Charakteristischen, am Naiven und Volksmäßigen mit Alltagsbildern und einfachen Gestalten fast überbot, als es gelegentlich den Anschein gewann, als würde sich alle poetische Welt Darstellung in die Intimitäten des deutschen Familiendaseins verlieren, da klammerte sich der halb unbewußte Widerstand poetischer Talente gern an mächtigere Vorstellungen, an den tiefern Lebensgehalt in den alten Überlieferungen vom Teufel und vom ewigen Juden. Schubart beschwor Ahasver aus den Klüften des Karmel, Goethe, der Maler Müller und Klinger sahen zugleich Faust und seinen höllischen Genossen, der gewaltige Jugendentwurf Goethes rang sich, in der Gestaltung wachsend, über alle Dichtungen der Zeit empor. So wie in den letzten zwanziger Jahren die stärkere Wirkung Lord Byrons auf unsre poetische Litteratur anhebt, sehen wir auch die alten Sagengestalten wieder auftauchen, die dem modernen Geist und Geschmack am besten ermöglichen, seine Empfindungen, Triebe und Gedanken zu verkörpern. Und eben jetzt wieder, wo offenbar eine Reaktion gegen die wüste Platttheit des reinen oder vielmehr des schmutzigen Naturalismus erwacht, wo man der Glendeschilderung und der photographisch treuen Wiedergabe alles Widrigen müde wird, wo das Bedürfnis einzelner poetischer Naturen

Grenzboten III 1895

erwacht, sich über die Eindrücke des Fabrikparks und der Aneipe zu erheben, wandeln abermals Satanas und Ahasver in verschiedenartigen Kostümen über die Szene. Das „dunkle Gefühl eines ungeheuern Weltganzen,“ wie es Goethe nennt, der Gestaltungsdrang, der über die Schranken der Alltäglichkeit hinaus will, das Bedürfnis, elementare Mächte des Daseins frei von der Wucht kleinlicher Realität zu verkörpern, die Lust, weit ausgreifende Reflexionen, die in der einfachen Menschengestalt nicht Raum haben, doch in Gestalten zu konzentrieren, die geheime Sehnsucht, zum Ursprung der Dinge zurückzukehren, daneben ein Zug der Mystik und Symbolik, der auch sein Recht haben will, das alles und manches sonst noch wirkt zusammen und macht unsern Dichtern Mut, fleißig den Teufel und den ewigen Juden zu beschwören. Der Teufel mag sich so wunderbar geberden, wie er will, es kann ihm keiner beweisen, daß er absurd und unmöglich sei, der ewige Jude aber muß in neunzehnhundert Jahren rastloser Wanderung so viel erlebt haben, daß es dem nüchternsten Kritiker wohl vergehen soll, an irgend einer Situation und Erfahrung dieses mit der christlichen Menschheit ergrauten Schusters von Jerusalem herumzumäkeln; es giebt nichts, was ihm nicht angeschlossen und aufgeladen werden könnte. Wenn es die Milieutheorie den Dichtern sauer macht, Menschen darzustellen, die nicht Spezialisten eines Berufs, eines Kunstgewerbes, einer neu auftretenden Wissenschaft, Genossen eines antisemitischen oder sozialdemokratischen Klubs sind, um so willkommener müssen die dunkeln Helden sein, aus denen man alles machen und die man alles sagen lassen darf.

Wenn wir nicht ausschließlich bei Satan und Ahasver verweilen, sondern ein paar getreue Nachbarn mit zur Gesellschaft laden, so hat sich in letzter Zeit eine ganz stattliche Zahl von Dichtungen gesammelt, die dem eben charakterisierten und einem verwandten Drange entstammen. Es geht alles in der Welt natürlich zu, und je schwärzer die Hölle der gegenwärtig bestehenden Gesellschaft und je blauer der sozialdemokratische Zukunftshimmel gemalt wird, um so näher liegt es, lieber gleich wieder die echte alte Hölle und den echten alten Himmel zu suchen und zu malen. Ein wenig verändert haben sie sich natürlich seit der Zeit, wo Klopstock und seine Getreuen in beiden so gut Bescheid wußten. Aber ein Klopstocksches Motiv ist es doch, was uns in der Dichtung Satans Erlösung in sechs Gefängen von Kurt von Rohrscheidt (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1894) begegnet. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zitterten alle fühlenden Herzen für Abbadona, den reinigen Teufel, der gern die Herrlichkeiten des Himmels wiedergewonnen hätte, und von dem es doch so lange unentschieden blieb, ob Vergebung und Erlösung auch für ihn möglich sei. Als der Messiasdichter auf dem Züricher See fuhr und reihum die Mädchen küßte, baten die Empfindsamen um Gnade für den gefallen Engel. In Rohrscheidts Dichtung wird Satan gleichsam wider Willen erlöst. Er hat sich freilich nicht darnach verhalten und verhält sich

anfänglich auch während seines diesmaligen Erdengangs nicht darnach, daß er die Erlösung verdiene. Aber der moderne Dichter geht davon aus, daß der Gedanke der ewigen Verdammnis, der Unmöglichkeit, sich in einer oder der andern Weise vom Fluch zu befreien, für ein wohlgeschaffnes Gemüt schlechthin unerträglich sei. Kohrscheidt müßte an der Güte Gottes zweifeln, wenn sie zu ewiger Nacht verdammen kann, was einst im Licht gewandelt ist, und hat dann die Vision, daß sich Satan, tückischer und troziger denn je, zu einem neuen Anlauf rüstet, um der Erde, deren Menschen neuerdings so trefflich eingetauscht sind, vollends Herr zu werden. Da erscheint aber dem alten bösen Feind ein Engel Gottes und verkündet ihm, daß er vom Throne des Vaters und der Herrlichkeit des Lichts verbannt bleiben werde,

bis dereinst

Ein Menschenkind, das du verführt in Not,
Auf dessen Haupt du Leid auf Leid gehäuft,
Das du unfähig elend hast gemacht,
Dich dennoch liebt mit reiner Menschenliebe.
Geschieht dies einst, dann ist dir dies bestimmt:
Verlieren wirst du die Unsterblichkeit,
Die ehemals floß von meinem Sein in deines,
Zum Menschen wirst du und zum Sterblichen.
Kurz ist bemessen dieses Lebens Zeit,
Und wenn du lernst ein Mensch als Mensch zu fühlen,
Wenn du den Quell der Reinheit, der, versiegt
In Satans Brust, im Menschenherzen wieder
Ersteht zu neuem Leben, lässest strömen
Frei durch dein Selbst,

dann werde Satan wieder wie vordem Gottes Kind sein. Begreiflich, daß dem Höllenfürsten zu Mute ist wie einem entarteten Prinzen, dem soeben die Aussicht eröffnet worden ist, daß er als Rieme- oder Wagnerlehrling mit der Zeit noch ein ganz braver Gefelle werden könne. Wie aber ein prinziplicher Galgenstrick dabei immer noch die zunächst winkende Liebshaft mit der Meisters- tochter ganz annehmbar finden wird, so macht sich auch der Teufel auf den Weg, um vorerst einmal ein gutes und schönes Menschenkind zu verführen. Das gelingt ihm auch in kurzer Zeit; Schön Else fällt dem Unwiderstehlichen in die Arme, und Satan fährt lachend ab, hinterläßt Else ein Töchterlein und den Stachel der Sorge und des bekümmerten Argwohns im Herzen, der sich mit den ablaufenden Tagen und Jahren immer tiefer bohrt. Während Else sich härt, ihr Kind heranwächst und mit der Kraft seines Gebets dem Ahn- herrn, der durch frevlerischen Trotz eine Art Ahasver geworden ist, zur Selig- keit des längst erschnitten Todes verhilft, stürmt Satan weiter in die Welt hinaus und in der Welt umher und facht all das höllische Feuer an, von dem wir umlodert und bedroht sind. Se hoffnungsloser die Erfüllung des

Genußdurstes unsrer Tage scheint, um so zündender und heißer steigt die Lohes des Verlangens auf, „bis daß Begierde keine Thaten scheut, sofern(?) sie nur genießt.“ Die Erde ist entgöttert, hoher Sinn und ehrlicher Ernst verschwunden,

Als groß erscheint nur, wer mit eitlem Brunne
Die Augen blendet und mit Sinnenlust
Den Gaumen stachelt; was nur tüchtig ist,
Nur wahrhaft, nichts als gut, verfällt dem Spotte,
Am wirklich Großen rüttelt laut der Hohn.

Man sollte nun meinen, daß der höllische Feind, nachdem er die Welt glücklich so weit gebracht hat, keine schäferlichen Anwandlungen mehr verspüren würde. Aber er fühlt sich wirklich von geheimem Sehnen nach dem Städtchen erfaßt, wo sich ihm zuerst „gleich große Lieb und Schwachheit“ offenbart hat. Da wird der Ratshluß des Herrn an ihm erfüllt, Else, die ihm treu geblieben ist und nichts besseres begehrt, als ihn wieder in ihre Arme zu schließen, begrüßt den vermeintlich wiederkehrenden mit ungeminderter Liebe, Satan fühlt sich überwältigt, Menschenschwäche zieht in seine Brust, das stolze Flammenleuchten seines Blicks erlischt, er stürzt, Else fluchend, davon, ruft umsonst nach den alten Genossen seiner Nacht, fühlt sich verurteilt, als Mensch zu leben, und erfährt auch gleich ein Stück menschliches Schicksal, indem er in die Hände der Räuber fällt, die ihn, da er kein Gold bei sich trägt, bis auf den Tod mißhandeln. Wieder ist es Else, die ihn findet und pflegt, in Satans Herzen erwacht menschliche Empfindung, mit Menschenaugen sieht er jetzt sein höllisches Thun und Lassen an, und mit Menschenfinn begreift er, daß er zwar, was er gethan hat, nicht zum Guten zu wandeln, aber doch dem Guten noch zu dienen vermag. Das Gute ist sein Anschluß an die konservative Partei, er erlebt die große Revolution, die er in seiner satanischen Periode vorbereitet hat, und tritt jetzt unter Häufen führerlosen und ratlosen Volkes, ruft sie auf „zum Kampf um ihre Habe und für den edeln königlichen Leib,“ besiegt und zerschmettert die Rebellen und fährt dann in seinem abgeschiednen Thal fort zum Segen des Landes, in dem er wohnt und sich, sehr mit Widerstreben, verheiratet hat, Gutes zu thun. Er scheint ein großer Ingenieur geworden zu sein, er „bricht des Berges Bann und läßt Kanäle graben durch das Land,“ jedenfalls wird im Feuer der Arbeit sein Herz lauter und rein und kann dem schließlich hereinbrechenden Weltgericht, wenn auch mit Zagen, doch mit Hoffnung entgegensehen. Da sich Gottes Gnade groß und weit genug erweist, dem geläuterten Satan zu vergeben, so ist es natürlich, daß auch alle Verdammten der Hölle und alle teuflischen Genossen Satans, die seit dem Verschwinden ihres Meisters erbärmlich zusammengekauert in der Hölle sitzen, gleichfalls begnadigt werden.

Gewiß wäre es höchst unrecht, dem Dichter, dem eine tiefe und ernste Anschauung und echtes Talent nicht abgesprochen werden dürfen, ironisch zu begegnen. Gleichwohl erwehrt man sich, dem Übermaß von Mitleid und namentlich der Wendung gegenüber, daß der Teufel, nachdem er mit seinem höllischen Blasebalg die unheilige Blut des Radikalismus geschürt hat, nun unter den Konservativen zum Retter von Thron und Altar wird, nur schwer der Satire. Es giebt ein altes, kühnes spanisches Stück „Der Teufel als Prediger“ (von Lope de Vega oder Belmonte), in dem nach göttlichem Rat-schluß der höllische Feind als Fray Diablo das Geld für ein Franziskanerkloster zusammenpredigen und einen verzagten Abt samt seinen Mönchen zum Gottvertrauen zurückführen muß, aber nach Martin Luthers Wort „kein Dank davon haben“ soll. Darin liegt wahrlich mehr als in der schwächlichen Wendung, nach der in Rohrscheidts Gedicht der Teufel als königstreuer Held für seine demokratischen Sünden büßt. Gleichwohl schließt das Gedicht einen Zug zum poetisch Großen und zahlreiche echte Schönheiten ein. Trotz der unvermeidlichen Nachklänge aus Dante, Milton und Klopstock fehlt es nicht an poetischen Wendungen, die dem Dichter gehören, die Schilderung des letzten Tages der Menschheit vor dem Weltgericht oder die Erzählung von Wolfs Jugendfreveln mit den eingeflochtenen Liedern (in der Episode „Der Tod des Sünders“) reichen aus, Rohrscheidt ein wirkliches, hoffentlich entwicklungsfähiges Talent zuzusprechen.

Dem reinigen Teufel schließt sich der Lebenssatte oder mit dem Teufel verbündete Ahasver an. Zum Beweis, daß diese Sagen-gestalt gleichsam nur eine Hülle geworden ist, die jeder Schaffende mit einem beliebigen Inhalt füllen kann, liegen aus jüngster Zeit drei Gestaltungen des Stoffes vor, eine epische: Der ewige Jude von Joseph Seeber (Freiburg i. Br., 1895), und zwei dramatische, eine Trilogie Der ewige Jude, dramatisches Gedicht in drei Teilen von Max Haushofer (Leipzig, M. G. Liebeskind, 1894), und Ahasver, der ewige Jude, Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius (Leipzig, Akademische Buchhandlung, 1895). Die Entstehung der beiden Dichtungen von Seeber und Haushofer mag ein paar Jahre zurückliegen, da sie schon in dritter und zweiter Auflage erschienen sind.

Die Dichtung von Seeber greift zwei Jahrtausende zurück und wie viele Jahrhunderte voraus, können wir nicht erraten. Ahasver erscheint hier als der siegreiche Feldherr eines Judenreichs, dem die Weltherrschaft gehört, und das die Millionenstadt, die Weltstadt Jerusalem zum Mittelpunkt hat. Das Volk Israel hat endlich sein Ziel erreicht, die Güter der Erde an sich gerissen, die übrigen Völker unter die Füße getreten, es schwelgt in Genüssen und vor allem in Rache für jahrhundertlang erlittene Unbill. Der längst gehoffte Messias, nach altjüdischem Glauben ein gewaltiger weltlicher König und ein

Prophet zugleich, herrscht als Sotér über das Reich, sendet seine Boten in alle Welt, ordnet eine grimmige Christenverfolgung an und zwingt die Menschen, die leben wollen, das Zeichen des Antichrists auf der Stirn zu tragen. Ahasver, in dem die Jahrtausende, die er seit der Kreuzigung durchlebt hat, die Energie des Christenhasses und den hochmütigen Dünkel des auserwählten Volkes nicht getilgt haben, gerät mit König Sotér zuerst in Zwist, wie dieser nicht ausschließlich der Judenmessias, sondern der neue Gott aller Völker sein will. Der Tempel, der auf der Stätte des alten wieder aufgerichtet worden ist, soll nicht der Tempel Jehovas, sondern der Tempel Sotérs sein. Da flammt Ahasvers Zorn gegen den Frevler am alten Gott auf: Sotér läßt den ewigen Juden blenden. Dieser wird dann in seiner Hilflosigkeit von einem Häuflein der verfolgten und niedergelegten Christen aufgefunden, und der Papst, der an der Spitze dieser Schar steht, heißt diese Auffindung als ein besondres Glück willkommen und erblickt in Ahasver einen Saulus, der zum Paulus werden soll. Als der geblendete Ahasver zuerst entdeckt, daß er sich bei Christen befindet, schäumt er noch einmal wild empor, erklärt, er sei der ewig neugeborne, jahrtausendealte Haß des Judentums gegen die ganze andre Welt, sei der Mörder des Nazareners, sei der Mann, der alle Welt von altersher bis zum Riesenkampfe gegen die christliche Kirche gehezt habe. Er erwartet, seines Fluches vergessend, vom Hass der Christen den Tod, der Papst antwortet ihm nur, daß er nicht sterben werde, ehe sein Auge das Heil der Völker geschaut und der Weihebrunn der Taufe süßend seinen Scheitel genekt habe. Und in der That kommt es so, der ewige Jude, der durch ein Wunder das vom Antichrist geraubte Augenlicht zurückerhält, führt die Reste der Seinen in den Schoß der christlichen Kirche, tritt wirklich als Paulus dem Königgott Sotér gegenüber und ruft ihm zu:

Wohlan, du Wurm, der sich zum Gotte bläht,
Wenn du bereit zum Kampfe mit der Allmacht,
So steig empor, wie Christi heilige Zeugen,
Erheb zum Himmel dich vor aller Augen
Und nimm Besitz vom Thron, dann will ich selbst,
Dann soll dies Volk die Kniee vor dir beugen!

Der Antichrist vermißt sich, sich zum Himmel zu erheben und dann als Richter wiederzukehren. Bei diesem Unterfangen wird er auf Ahasvers des neuen Christen brünstiges Gebet vom Herrn und seinen himmlischen Heerscharen zerschmettertt, die Erde erbebt, die Pracht Jerusalems fällt in Trümmer, die Blitze dringen als wohlgezielte Treffer in das Leben, bis alle Macht Sotérs in Trümmern liegt. Auf einem paradiesischen Eiland wird das Fest des neuen Gottesbundes und der siegreich wieder erstehenden Kirche gefeiert, der Papst liest die Messe und erteilt den Segen, alle Gefegneten erheben sich vom Boden,

Nur einer bleibt von allen
Im Staube regungslos, das Haupt gesenkt
Zum Fuß des Kreuzes: Ahasver, der Alte;
Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft,
Und selger Friede ruht auf seinem Antlitz.

Eine wunderliche Vision, deren poetischer Gehalt in lauter biblischen und legendarischen Reminiscenzen besteht, und deren innersten Kern zu ergründen seine Schwierigkeiten hat. Wenn der Dichter überzeugt ist, daß der christlichen Kirche vor den letzten Tagen noch ein Martyrium bevorstehe, dem gegenüber alle frühern Leiden und Verfolgungen zum Kinderpott werden müßten, und wenn er dieses letzte Martyrium und den letzten gewaltigsten Sieg schildern wollte, so ist kaum zu verstehen, daß gerade die Überwindung des Judentums und die endliche Bekehrung des jahrtausendealten Ahasver das höchste Symbol dieses Triumphs sein soll. Die Anschauung, die der Dichter von den fernen Zukunftstagen giebt, ist natürlich eine höchst unbestimmte und nebelhafte: Bilder des Orients und des Occidents in bunter und greller Mischung. Der Messiaskönig Sotér hat einen Bezier, aber in dem Häusermeer von Jerusalem liegt „die große Dampferflotte der Fabriken“ vor Anker, die Qualen, die man den christlichen Märtyrern anthut, stammen aus den alten Legenden und den Henkerbildern der bolognesischen Malerschule, die Reden, die Sotér und andre halten, scheinen den Redefanzeln des gestrigen und heutigen Tages entsprungen. Nichts ist fest gesehen und gezeichnet, alles wogt bunt in und durch einander, und doch giebt sich der Dichter die erdenklichste Mühe, uns die phantastisch nebelhaften Szenen näher zu bringen und sie wirksam zu machen. Eine voreingenommene, von den Bildern und Weissagungen der Apokalypse schon erfüllte Phantasie vermag sich auch aus solcher Dichtung zu nähren, jede andre wird die Gestaltlosigkeit dieses epischen Gedichts schmerzlich empfinden.

In vollem Gegensatz zu Seebers epischem steht Max Haus Hofers dramatisches Gedicht *Der ewige Jude*, das etwa in dem Sinne ein Drama ist wie Goethes „Faust“ und wie die großen halb realistischen Mysterienstücke. Wie dem Faust, geht ihm eine Widmung „An die Leser,“ ein Prolog mit lebendigen und andern Gestalten, der zur Abwechslung statt auf dem Theater in einem Maleratelier spielt, und ein Vorspiel mit dem Dämon des Todes und einer Stimme aus den Wolken voraus. Das Gedicht selbst zerfällt dann in einen Mythos, eine Tragödie und eine phantastische Komödie. Hält sich Seebers „Ewiger Jude“ durchaus innerhalb kirchlicher Schranken und ist nichts mehr oder minder als die visionäre Verherrlichung der streitenden, leidenden und siegenden Kirche, so erweitert sich Haus Hofers gleichnamiges Gedicht zu einem Weltbild, das die größte Fülle des Lebens einschließt, zu einem Gedicht, das die mannichfachsten Töne anschlägt. Jede Vorstellung, die aus der

Legende und Geschichte den Dichter ergreifen, und wiederum jede, die aus den Eindrücken des Lebens der Gegenwart und den Hypothesen der modernen Wissenschaft heraus die Phantasie eines Dichters erfüllen kann, kommt in Haushofers „Ewigem Juden“ ebenso zu ihrem Recht und zum Wort, wie jede Form und jedes Metrum (auch hierin die Vergleichung mit dem zweiten Teil des Faust herausfordernd) innerhalb des 500 Seiten langen Gedichts zur Anwendung kommt. Haushofers Ahasver vertritt gleichsam ein versteinertes Menschentum und begleitet die Menschheitsgeschichte über die Zeiten der Völkerwanderung (im Mythos), des Mittelalters (in der Tragödie) und bis in die Gegenwart und in eine Zukunft (die der Dichter in der phantastischen Komödie zweitausend Jahre nach 1886 setzt), er steht noch an der Seite des letzten Menschen und wandelt als Schwarz im Nachspiel am Irrenhaus vorüber und in die Welt hinaus:

Für mich ist fraglich nur ein einzig Ding:
 Das Ewige — ist es ein geschlossener Ring?
 Ist es ein Strom, der stets der gleichen Quelle
 Entsprüht und nie zur alten Stelle
 Zurückkehrt? Diese Frage treibt
 Sich stets in meinem alten Kopf umher —
 Ich fürchte, daß sie unentschieden bleibt.

Aus diesen Andeutungen allein kann der Leser entnehmen, daß Haushofers phantasievolles Werk ein allmähliches Einleben, Nachempfinden und Erkennen fordert und — verdient. Als der ergreifendste und in sich geschlossenste Teil der viel umfassenden Dichtung erscheint uns die in der Mitte stehende Tragödie des Alchemisten Ernst von Werth und seiner Pflegetochter Else. Die phantastische Komödie des Schlusses ist vielleicht geistreicher, jedenfalls beweglicher und blitzender, läßt aber keinen reinen Eindruck aufkommen. Die pessimistischen Prophezeiungen vom Ende der Erde und der Menschheit klingen in verwandte Stimmungen des Tages hinein und lassen deutlich erkennen, wie es allmählich auch den Stärksten bei ihrer Gottähnlichkeit bange geworden ist. Das Gedicht hat nicht die geringste Aussicht auf einen Massenerfolg, aber den vollsten Anspruch auf ernste Teilnahme und bleibende Anerkennung der wenigen, die die Größe und den Ernst seiner poetischen Absicht, den poetischen Reichtum seiner Einzelausführung zu schätzen vermögen. Das Erscheinen einer zweiten Auflage bezeugt, daß diese Teilnahme in engeren Kreisen schon wirksam geworden ist.

Merkwürdig läßt sich das an dritter Stelle genannte Mysterium Ahasver von Johannes Lepsius an. Es spielt zur Zeit des jüdischen Aufstands und der Eroberung Jerusalems, also noch nicht vierzig Jahre nach der Kreuzigung Christi, und mischt in höchst eigentümlicher Weise die Elemente des alten allegorischen Mysteriums, und einer modernen, ganz naturalistischen Dar-

stellung, die letztere durchgeführt bis auf die Prosa und den Dialekt, hier Schacherjudendialekt. So begegnen wir denn der allegorischen Gestalt As-maveths (des Todes) und den apokalyptischen Reitern, den aus Felsgestein erstehenden Gestalten Moses und Elias neben den zahlreichen realistischen Figuren dieses dramatischen Gedichts. In dem Entwurf des Ganzen ist Phantasie und ein unverkennbarer Zug zur Größe, aber auch eine gewisse Stillosigkeit, die an die Produkte der jugendlichen Romantiker erinnert. Ahasver erscheint auf den ersten Stationen seiner leidvollen Wanderung dargestellt, er erhebt im Getümmel der jüdischen Erhebung sich selbst zum Propheten und Messias seines Volks, opfert die eigne von einem Christen geliebte Tochter, löst sich aber unter der Wucht seiner Reue immer weiter von dem Gesetz, für das er geeifert hat, und zerschmettert schließlich, als die Römer hereinbrechen und der Tempel des alten Bundes in Flammen aufgeht, die mosaïschen Gesetzestafeln:

Erlösen willst du uns? Verdammen kannst du.
 Erretten du? Zerschmettern willst du uns.
 Und weil du denn uns nicht erlösen willst
 Noch kannst, du unbarmherziges Gesetz,
 Weil du mein Volk betrogst und mich verdammt,
 Zerschmettr' ich dich hier auf dem Marmelstein.
 Zerfall in Staub! Dein Tempel auch in Staub!
 In Staub die Gottesstadt! In Staub dein Volk!
 In Staub auch ich! Auch ich des Todes Raub!

Da erscheint ihm eine himmlische Gestalt, die er zuerst für die Erscheinung des Jesus von Nazareth hält, den er in all seinem wilden Haß und seinem falschen Prophetentum nicht vergessen hat, die sich aber schließlich als der Geist der von Ahasver selbst ermordeten Tochter Esther erweist, der ihm verkündet, daß ihm vergeben sei, daß er aber wandern müsse, bis Christus zum tausendjährigen Reiche wiederkehre. Die Wanderung des ewigen Juden, die in der ursprünglichen Legende eine Strafe ist, wird damit in eine lange dauernde, von der Hoffnung durchleuchtete Buße verwandelt.

Diesen Gedichten, durch die Satan und Ahasver hindurchschreiten, schließen sich einige andre an, die durch ihren Stoff und ihre Behandlungsweise verwandt erscheinen. Da ist eine Vision Weltgericht von Viktor von Andrejanoff (Leipzig, C. G. Naumann, 1895), die mit einem Nietzsche'schen Motto aus: „Also sprach Zarathustra“ einsetzt und die Zeit als gekommen ansetzt, wo die Erde dem Pöbel, der Gemeinheit, den Niedrigen, Verarmten gehört, und die großen Seelen, die sich besser dünken als die unzählige blöde Menschenherde, in hohe Einsamkeiten und Bergeswüdnisse gescheucht sind. Das Weltgericht folgt auf den wüsten Rausch der allgemeinen Gleichheit, Berlin (die Riesenstadt, gelagert faul im Sande), das einst Kaiserkrone und Millionen-schacherer gehegt hat, jetzt Präsidentenbabel und Orpheum für hübsche Archonten und

Grenzboten III 1895

Ephoren, des sozialdemokratischen Pöbels Freudenkolosseum geworden ist, wird wie Sodom und Gomorrha in einer Nacht vom Feuer des Himmels gefressen; der ganze Apparat der Offenbarung Johannis, die Reiter und die tubablasenden Engel des Weltgerichts werden aufgeboten. Aber das Weltgericht, das nun ergeht, ist nicht das, das die Lebendigen und Toten nach ihres Herzens innerster Gesinnung richtet und den Bettler über den Purpurträger erhöht. Hier wird allein die Kraft und der Stolz, die Größe und die Offenheit im Bösen nach der Übermenschenphilosophie gemessen. Hier „gelten Werte, wie sie kein blöder Alltagsinn begreift,“ hier wird nur das gewogen, was „den Menschen zum Herrn adelt,“ Paulus wird zum Nichts verdammt, Judas Ischarioth begnadigt, Friedrich II., der Staufer, und Napoleon I., der „mit Recht“ nichts nach dem „Weh der Kleinen“ gefragt hat, dessen Streben über Leichen emporgestiegen ist („die andern müssen leiden, müssen sterben“), tauchen in den ewigen Freudenbrunnen unter, die verbündeten Herrscher von 1813, die an der Spitze ihrer Völker den Korben gestürzt haben, empfangen den Spruch der Verdammung. Don Juan Tenorio wird willkommen geheißten, es fehlt wenig, daß ihn Christus ans Herz drückt, Casanova dagegen in den Abgrund geschleudert, Lord Byron und Heinrich Heine werden begnadigt, selbst Richard Wagner kommt mit einem blauen Auge davon, nur die ihm folgende Schar:

Langbeiniger,
Langhaariger, fromm verzückter Augendreher,
Genievergötterer, Nächstenpeiniger

stürzt ins Nichts, was den Wagnerianern, die ja jetzt meist auch Nietzscheanern sind, gewiß sehr gefallen wird. Nachdem alles gerichtet, zum Flug in höhere Welten erhoben oder im Nichts der „viel zu vielen“ vergangen ist, begegnen sich noch Lilith und Satanas auf der entvölkerten Erde, der alte Feind lockt Lilith zu sich:

Was kümmert uns die ganze Lumperei?
Komm her, mein Kind, ich lebe noch, auf Ehre!
Nicht auszurotten ist der Luzifer,
Er überlebt mit schadenfrohem Grinsen
Die Götter all und jeden Kreuzifer!
Es kommt ja alles wieder: Sonn und Erde,
Geburt und Grab, Lilith und Satanas,
Die Übermenschen und die Menschenherde!

Vor der Hand aber stürzt die Erde ins Feuer der Sonne, und Lilith und Satanas, die Geister der Luft und der Verneinung, mit ihr.

Gegenüber dieser wilden und doch dürftigen Phantasie, die den Erlöser in den Verkünder einer bitteren, dunkeln und weltfeindlichen Philosophie verwandelt, müssen zwei andre Gedichte, obwohl sie symbolisch sein wollen und sollen, als realistisch gelten. Der letzte Prophet, Dichtung von Eduard

Eggert (Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung, 1894), verkörpert Gestalt und Schicksale des Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, mit voller poetischer Naivität, hält sich in der Charakteristik streng an die biblische Überlieferung, entfaltet in der Schilderung, nach dem Vorbilde Byrons und Hamerlings, ein glänzendes Kolorit und im Gang der Erzählung eine gewisse Plastik. Trotz dieser Vorzüge hinterläßt die Dichtung keinen tiefen Eindruck, als die einfache, gewaltige Erzählung vom Ende des Täufers in den Evangelien. — Eine formschöne und sinnige Dichtung tritt uns dagegen in dem dramatischen Gedicht: Das hohe Lied von Rudolf Lothar (Wien, M. Engler und Söhne, 1895) entgegen, das mit Heliogravüren nach Zeichnungen von Max Levis verziert erschienen ist. Die Handlung des Gedichts spielt „auf der Trümmerstätte des Tempels zu Jerusalem am Tage seiner Zerstörung durch Titus.“ Ein römischer Centurio, der zunächst großmütig einen christlichen Knaben verschont, wird durch eine Rolle, die er im Schutt findet, eine Handschrift des hohen Liedes, zum Nachdenken über die Liebe bewegt, er hat eine Erscheinung, in der er zuerst der eignen alten Liebe, einer verlassenen Geliebten aus den Albanerbergen bei Rom, gedenkt und ihre Stimme zu vernehmen glaubt. Nach und nach wandelt sich die Erscheinung der irdischen Geliebten in die der Königin des Himmels, die ihm von einer andern, reinern und höhern Liebe spricht als der, die unser Centurio gekannt und doch verleugnet hat. Sie erfüllt ihn mit der Sehnsucht nach dieser Liebe, mit so heißer, unwiderstehlicher Sehnsucht, daß sich der römische Krieger, als der christliche Knabe zu ihm zurückkehrt, getrieben fühlt, sein Genosse zu werden und mit ihm als christlicher Wahrheitskfinder und Liebesbote „den Weg des Lebens zu den Toten“ zu gehen. Die tiefste Wirkung der Dichtung beruht in einer Stimmung, die leise, allmählich anschwellend, unsre Tage wieder zu durchdringen anfängt, das Verlangen nach dem Opfertod für eine als heilig und hehr erkannte Wahrheit. Unter der Liebe, die die Himmelskönigin dem Centurio verkündet, wird die Mehrzahl der modernen Leser eine andre verstehen als die, für die die christlichen Märtyrer unter Nero und Diocletian gestorben sind.

Aus all diesen so grundverschiednen Dichtungen bleibt uns ein Gesamteindruck zurück: die Gegenströmung gegen den brutalen Naturalismus, gegen die ausschließliche Gegenwarts- und moderne Glendsschilderung ist im starken Anwachsen begriffen, die Welt, wenigstens die deutsche Welt, ist der Darstellung der nackten Wirklichkeit ohne tiefen Sinn müde. Was aus den zum Teil krampfhaften Versuchen, sich dieser Enge zu entwinden, schließlich für die Dichtung hervorgehen wird, müssen wir abwarten. Jedenfalls werden ernste Litteraturfreunde gut thun, ihren Blick einmal auf die Reime zu wenden, die sich in den besprochenen Dichtungen und ohne Zweifel noch in manchen andern zeigen und regen.